



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers

Lietz, Hermann

Veckenstedt am Harz, 1922

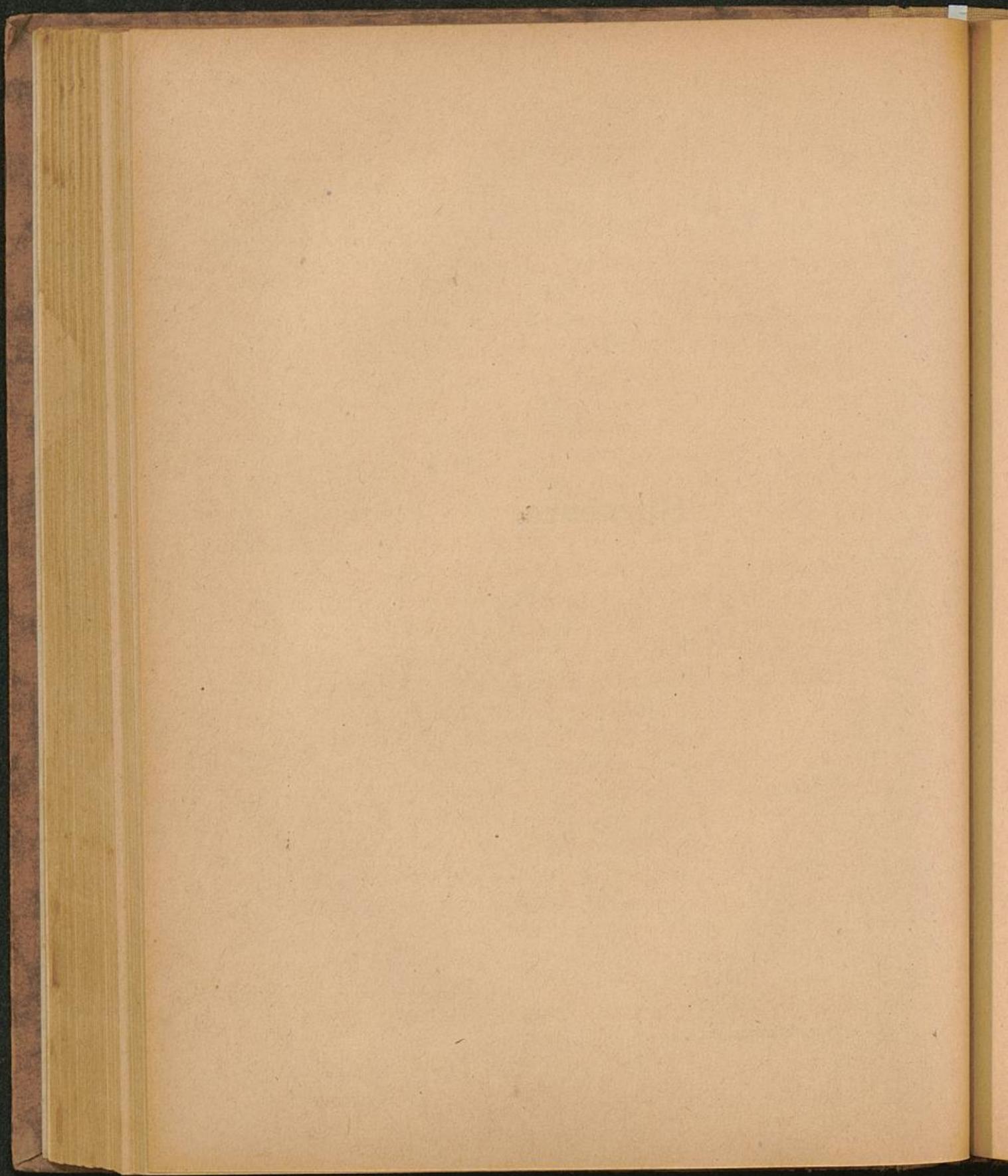
Ilseburg

urn:nbn:de:hbz:466:1-31086

Ilfenburg.

9 Lieb, Lebenserinnerungen. .







nach ihrem munteren Lauf vom Brocken herab, über mächtige Granitblöcke hinweg, an gewaltigen Buchen und Fichten vorbei, kommt die Ilse in ebeneres Gelände. Tüchtige Arbeit muten ihr dort Walz-, Hütten-, Sägewerke und der Kupferhammer zu. Da hat sie's besser auf dem Gebiet unserer alten Pulvermühle, das sie weiter unten durchfließt. Längst sind die Mühlen in die Luft geflogen. Weniger gefährliche Arbeit wird jetzt hier getan. Schlacken, alte Mühlsteine, Gräben und Erdwälle sind fast die einzigen Zeugen ihrer Vergangenheit. Etwa 80 Morgen Gärten, Wiesen, Gebüsch am Ilseufer und Ackerland gehören zu dem Gehöft. Groß und zahlreich sind die Gebäude um den weiten Hofplatz. Zwischen den hohen Pappeln über die Ilsebrücke hinweg, unmittelbar am Ilsewehr vorbei, führt der Seitenweg von der Straße Ilsenburg-Beckenstedt auf ihn zu. Am Eingang des Hofes erhebt sich auf der einen Seite das alte, geräumige und stattliche Herrenhaus mit vielen hohen Zimmern und schönem Blick in den Garten und auf die Berge; ihm gegenüber ein kleines Verwalterhäuschen. Damals, als wir hier unsern Einzug hielten, schlossen sich zwei nebeneinander gelegene, durch ein Quergebäude getrennte Hofplätze daran: der Fabrikhof mit den alten, aus Bruchsteinen erbauten Lagerräumen für Pulver, dem Brunnen in seiner Mitte, und der kleinere Gutshof nebenan mit Ställen, Scheunen

und der Dungstätte. Die 18 Jahre unseres Aufenthalts haben seitdem viel geändert. Nach einem Brande 1906 ist aus den zwei Höfen ein größerer geworden. Anstelle der alten Stallungen und Scheunen haben wir ein Schulgebäude, eine Turnhalle und ein Familien-Wohnhaus gebaut. Der Gutswirtschaftshof ist weiter Ilseabwärts neu entstanden. Mag das Ganze so stattlicher und zweckentsprechender geworden sein, idyllisch und malerisch war es auch damals. Zum Ausbau eigneten sich die langen Lagerschuppen vortrefflich. Wir nahmen immer ein Stück nach dem andern für uns in Beschlag und in Arbeit. In die dicken Mauern wurden auch nach dem Garten hinaus Fenster gebrochen, Querwände wurden gezogen. So bekamen wir im Erdgeschoß Werkstätten und Klassen und darüber im Dachgeschoß helle, luftige Schlafräume. Daß im Laufe von Jahren vor den Augen und möglichst mit Hilfe aller ein Werk hier aus kleinsten Anfängen herauswuchs, schöner und vollkommener wurde, das war für die Entwicklung dieses Heims kennzeichnend. Am 28. April 1898 zogen einige wenige Jungen, sieben etwa mochten es sein, Frä. Dieser, die Hausdame, sie ist noch jetzt bei uns, und zwei bis drei Lehrer mit mir auf diesem alten Gutshof ein. Keiner von uns, auch ich nicht, ahnte damals, was aus ihm und dem Werk, das wir vor hatten, werden würde. Erstaunt schüttelten die alten, hohen Bäume im Garten, zumal die ehrwürdigen Silber-Pappeln, ihr Haupt ob unserem Tun. Der Wind in ihren Zweigen, das Rauschen der Ilse am Wehr sangen uns damals wie auch heute noch unser Schlummerlied. Vieles ist seitdem auf der alten Pulvermühle anders geworden. Sie sind geblieben.

Freilich konnten wir uns im ersten Jahre nicht ganz auf die Pulvermühle beschränken, so gern wir's wohl von Anfang an getan hätten. Die Privat-Tageschule in Ilseburg leitete

ich dazu. Die hatte ihren Sitz in einem kleinen Häuschen am Eichwalde an der Straße von Ilfenburg nach Wernigerode. Und so liefen oder radelten unsere Jungen denn zunächst des Morgens dahin zum Unterricht, bis später die Klassenräume bei uns ausgebaut waren, die Tageschüler zu uns kamen und wir uns schließlich ganz auf unser Heim beschränkten. Als wir hier auf dem Ilsehof an Zahl wuchsen und immer mehr Räume und Grund und Boden brauchten, zog der ehemalige Besitzer mit seiner Familie in den Ort selbst. Für die ersten sechs Jahre etwa hatten wir den Platz nur gepachtet. Erst dann wurde er ganz unser eigen. Aber heimisch haben wir uns doch von Anfang an auf dem alten Gutshof, den Wiesen, Äckern und Gärten am Ilseufer gefühlt. Ein Heim ist es von Anfang an allen, die zu uns kamen, geworden. Ja, meine ältesten Schüler haben mir oft gesagt, nie sei's schöner bei uns gewesen, als in diesen Anfangsjahren.

Über den Mut und die sichere Zuversicht, mit der ich damals das Werk begann, muß ich mich heute nach 18jährigem Bestehen der Heime wundern. Worauf gründete sie sich? Auf die feste, aus eigener Lebenserfahrung gewonnene Überzeugung, daß mein Plan unbedingt richtig sei, daß ich die Kraft hätte ihn zu verwirklichen und daß jetzt die Zeit zu seiner Ausführung gekommen sei.

Dreißig Jahre alt war ich damals. Was mir neben diesem fast naiven Vertrauen am meisten geholfen hat, war meine Arbeitskraft, körperliche Frische, fast unverwüßliche Gesundheit und Willensstärke. Seltsam mußte es zugehen, wenn ich etwas nicht durchführen konnte, was ich mir vorgenommen hatte. So durfte ich mir viel, fast alles zumuten. War ich durch Arbeit und beim Sport übermüde geworden, vermochte ich überall und zu jeder Zeit zu schlafen und nach kurzer Zeit neu gestärkt mit

der Arbeit fortzufahren. Hatte ich keine Zeit dazu, so konnte ich auch Schlaf entbehren. Damals war ich der Meinung, ich könne und wolle nur so lange ein L. E. S. leiten, als ich auch in allen körperlichen Übungen alle Schüler überträfe. Als der doch ebenfalls ziemlich kräftige M. v. Egidy diesen Grundsatz mir zu widerlegen suchte, war ich damit wenig einverstanden. Überrascht war ich, als einige Jahre später bei unseren regelmäßigen Ringkämpfen mich ein Schüler zum ersten Mal zu Boden warf — der starke Willi Fißner aus Laurahütte war es. Zwar faßte ich mich schnell von meinem Erstaunen, nahm mich zusammen und warf ihn beim zweiten und dritten Ringgang. Schließlich habe ich aber doch M. v. Egidy recht geben müssen, zumal als meine Schüler an 20 Jahre alt und immer stärker wurden, und ich in die 40er kam. Aber in diesen und noch vielen folgenden Jahren habe ich zumeist als Führer an allen Spielen, Wanderungen, Reisen, Garten- und Feldarbeiten teilgenommen.

In den ersten Jahren konnte ich bei dem beschränkten Umfange des Heims neben dem schon Erwähnten noch manches durchführen, was ich später, mindestens zum Teil, aufgeben mußte. Neben dem Unterricht, der Leitung der praktischen Arbeiten, des Spiels, der Arbeitsstunde und Kapellen, wöchentlichen politischen Darlegungen schaute ich z. B. am Sonnabendabend alle Hefte der Schüler durch. Öfters wurde ich dabei so müde, daß ich inmitten der Jungen einschlief. Die verhielten sich dann meist ganz still, bis ich nach einiger Zeit erstaunt erwachte und dann mit der Arbeit fortfuhr. Dazu war ich mein eigener Buchhalter, Brieffschreiber, Gärtner, Baumeister. Später habe ich für jeden dieser Posten besondere Kräfte anstellen müssen.

Alle diese Arbeiten auszuführen bereitete mir Freude. Für viele waren damals auch schwerlich geeignete Kräfte zu

finden und zu bezahlen. Außer je einem Engländer, Franzosen und Elementarlehrer wirkte zunächst nur noch einer meiner Studiengenossen von der Universität mit mir. Ich hatte ihn, H. Woltmann aus Osnabrück, in Jena als charaktervollen Mann kennen gelernt. Zu ihm kam nachher ein Theologe. Später habe ich in den Heimen auch tüchtige Handwerker als Mitleiter der praktischen Arbeiten herangezogen. Das erwies sich als notwendig, da Lehrer zwar öfters Lust, aber selten Fähigkeit und Tüchtigkeit bei solchen Tätigkeiten zeigten.

Noch auf andere Weise wurde dem Mangel an Hilfskräften und Mitarbeitern, der damals herrschte, begegnet. Bei fast allen Arbeiten, besonders den praktischen, halfen mir die Besten unter den älteren Schülern als „Präfekten“. Ebenso taten sie es in den Arbeitsstunden und bei Spielen und Wanderungen. Später, als die Zwei- und Dreiteilung der Heime nach den Altersstufen durchgeführt wurde, war der Altersunterschied der Schüler in einem Heim zu gering für eine umfangreichere Durchführung dieses Systems. In den ersten Jahren bewährte es sich, zumal eine Anzahl tüchtiger, für das Heim begeisterter älterer Jungen vorhanden war. Sie mußten viel Takt, eine gewisse Begabung und Selbstbeherrschung haben, vor allem zuverlässig sein und durch ihr Wesen den jüngeren Achtung und Vertrauen einflößen, falls sie Erfolg haben wollten. Mit der Zeit stellte es sich freilich heraus, daß die Präfekten den Hauptvorteil von dieser Tätigkeit selbst hatten, daß unsere deutschen Jungen leichter geneigt sind, Erwachsenen als ihren etwas älteren Kameraden zu gehorchen, und daß nur verhältnismäßig wenige von diesen solcher Aufgabe ganz gewachsen sind. An die Stelle der Präfekten konnten die Familienväter treten, als eine genügende Anzahl zur Leitung einer Schülerfamilie fähiger Männer sich zusammengefunden hatte. Wie vorher der Präfekt,

so hatte dann der Familienvater eine kleinere Zahl Schüler (drei bis zwölf etwa) um sich, für die er verantwortlich war. So ist es auch heute noch bei uns. Der unverheiratete Erzieher, der durch Sorge und Arbeit für eigenen Herd, eigene leibliche Familie nicht in Anspruch genommen wird, kann und wird sich im allgemeinen eifriger und erfolgreicher seiner Schülerfamilie widmen, als der verheiratete, zumal wenn dieser für eine größere eigene Kinderzahl zu sorgen hat. Wer aber das Glück hat, eine Gattin zu besitzen, die mit ihm zugleich im Sinne des Ganzen arbeiten kann und will, die Verständnis und Sorgsamkeit für jedes Glied der engeren und weiteren Familie hegt, der wird im Verein mit ihr noch Schöneres wirken. Denn der Einfluß einer wertvollen weiblichen Persönlichkeit kann für die Erziehung im Knabenalumnat nicht hoch genug gewertet werden.

Das ganze Jahr hindurch lebte ich mit den Schülern und für sie, auch in den Ferien. In den Sommerferien des ersten Jahres und einige Wochen darüber hinaus hatten wir den Besuch Doktor Reddies und einer größeren Anzahl Abbotsholmer Schüler mit ihren Angehörigen. Ein Jahr darauf fuhr ich mit Lehrern und Schülern nach England, und zwar zu Rad von Grimshby nach Abbotsholme, von da nach London und im Juli 1910 radelten wir über Trier, Sedan, Reims nach Paris zur großen Weltausstellung und von da über Pontarlier durch die Schweiz zurück.

Wie ich dies aufreibende Leben aushalten könne und ob ich nicht lieber für einige Zeit frei von den Schülern für mich allein wäre, fragten manche. Die bedachten nicht, daß das Zusammenleben mit Kindern mir inneres Bedürfnis war, zumal dann, wenn ich Empfänglichkeit und Vertrauen fand. Für alles, was ich etwa an Traurigem erlebte, entschädigte mich der

Verkehr mit diesen Vertrauenden, sich mir eng Anschließenden. An solchen hat es nie gefehlt. In schweren Zeiten waren sie mein Trost, meine Hoffnung. Eine solche Freundschaft und, was sie bedeutet, habe ich in „Freseni“ dargestellt. Sie gehört in die erste Haubindaner Zeit. In die erste Ilfenburger fällt die mit Willi Graham.

Zogen zunächst auch nur wenige Jungen in die neuen Verhältnisse mit mir ein, so kamen sie doch aus recht verschiedenen und entfernten Gegenden des Vaterlandes, ja schon von Anfang an aus deutschen Familien des Auslandes, und wuchs doch die Zahl zusehends. Aus der pommerschen Heimat sowohl wie aus der Mark, aus Mainbessen wie aus Westfalen, aus Thüringen, wie aus Sachsen und Holstein kamen Schüler. Zu Norwegern kamen später auch Österreicher, Schweizer, Engländer und Angehörige der Vereinigten Staaten, Südamerikas, ja aller Teile der Erde, aus dem entlegensten Rußland, dem Süden Afrikas, aus China, Mexiko, Chile und Argentinien. Unabhängige, selbständige Männer waren im allgemeinen, die ihre Kinder brachten oder schickten: Gutsbesitzer, Farmer, Fabrikbesitzer oder Kaufleute; Ingenieure, Ärzte; aber auch Offiziere, Geistliche, Lehrer und Rechtsgelehrte.

Warum kamen sie, warum Besucher aus aller Herren Länder gerade hierher? Warum erregte von deutschen Schulen gerade unser Ilfenburger Heim und dann die ihnen ähnlichen, nach ihm gegründeten, besondere Aufmerksamkeit und Beachtung?

In allem Auseren konnte es keineswegs gegen viele andere Schulen ringsherum aufkommen. Nicht in der Stattlichkeit der Bauten und dem Reichtum der Einrichtung. Hier war alles schlicht, einfach, ja zum Teil „höchst primitiv“: Räume, Gegenstände, Kleidung, Leben. Manche Jungen liefen barfuß herum, alle barhaupt, mit blanken Waden, kurzen Strümpfen und

Spielhosen, einem Sweater. Und ähnlich auch die Erwachsenen. War's nicht schon eigenartig und abweichend von dem Herkommen mindestens der letzten Jahrzehnte, daß man sich für diese Schule ein Bauerngut ausgesucht hatte? Daß man auf ihm von allem absah, was an die ähnlichen Bildungsstätten auch nur entfernt erinnern konnte? Das alte geräumige Gutshaus diente denen zur Wohnung, die hier eine neue Heimat finden sollten, sich als Kinder einer großen Gutsfamilie fühlen konnten, und das um so mehr, als sie auf diesem Gute lebten und arbeiteten, wie die Kinder eines verständigen, tüchtigen Landwirts es zu tun pflegen. Soweit ihre Kräfte ausreichten, nahmen sie an aller Arbeit in Garten und Werkstätten, auf Wiese und Feld teil. Und nach der Arbeit spielten sie draußen am Fluß, im Erlengebüsch, auf dem Hofe, der Spielwiese und wo immer ein geeignetes Plätzchen sich dafür fand. So führten sie ein gesundes, wertvolles Draußenleben, wurden dabei durch Wind und Wetter abgehärtet, zugleich kräftig, fröhlich, unternehmungslustig und freiheitsliebend.

Alles Schablonenmäßige, aller bloß äußerliche Zwang fiel hier fort; jedes planmäßige Beaufsichtigen, alles Herren- und Vorgesetztespielen. Man lebte zusammen wie ein Gutsherr mit seinen Kindern, seinen Geschwistern und Angestellten. Was man selbst in Garten und Wirtschaft schaffen und herstellen konnte, dazu wurde kaum fremde Hilfe geholt. Werkstätten aller Art, Tischlerei, Schmiede, Schlosserei, Mühle wurden betrieben. Im Laufe der Jahre wurde ein gut Stück des Gutes zu Obst- und Gemüseplantagen umgewandelt. Gesunde, selbständige, praktische Menschen sollten hier aufwachsen. Vor allem aber auch gute, willensstarke, aufrichtige, sozial und vaterländisch empfindende.

Wie aber wurde diese sittliche Erziehung versucht und durchgeführt? Wohl fast jeder, der schon etwas vom Leben kennen-

gelernt hatte und zu uns kam, verspürte im Ilseheim, daß hier gewissermaßen eine andere Atmosphäre, ein anderer Geist walte, als sonst zumeist, wenn man sich aus dem Kreis der engeren Familie herausbegab. Gar manche haben das offen ausgesprochen, nicht wenige noch lange Sehnsucht und Heimweh danach empfunden, wenn sie inzwischen auch schon Jahre anderswo zugebracht hatten. — Draußen in der weiten Welt stößt man doch nur zu bald auf das Streben nach Gewinn, nach Rang und Macht, Ansehen und Vergnügen, auf Vorurteile, auf eine Beurteilung der Menschen nach ihrem Vermögen, ihrer bürgerlichen Stellung, ihren religiösen und politischen Ansichten. Auf Schritt und Tritt fällt das dem Gelderwerb und wertlosem Vergnügen Dienende in die Augen. Darunter deutlich genug die Stätten, in denen die große Mehrzahl Zerstreuung und Belustigung sucht in einer Weise, die zunächst keinesfalls eine Kräftigung der Gesundheit oder geistige Erfrischung bedeutet. Soweit nicht irgend ein materielles, familiäres oder sachliches Interesse die Menschen verbindet, herrschen zumeist Gleichgültigkeit und Kälte.

Hier aber, im Heime, verspürte man den Geist einer echten, großen Familie. Alles wurde so zu gestalten versucht, daß es dem wahren Wohl, der Vorwärtsentwicklung jedes Einzelnen dienen konnte. Jeden wollte ich als Persönlichkeit beachtet, keinen, auch den Geringsten nicht, von irgend einem mißachtet oder gar mißhandelt wissen. Nichts sollte geduldet werden, was dem Ganzen wie dem Einzelnen zum Schaden gereichen mußte. Ein materieller Zweck, die Erwerbung von Vermögen, Ansehen, Stellung, Recht kam für mich nicht in Frage. Statt dessen mußte der Einsichtige bald herausfühlen, daß ein hohes Ziel, ein wertvolles religiöses, sittliches, soziales und vaterländisches Ideal hier maßgebend sei und vorschwebe: Jedem zu ermög-

lichen, daß die wertvollen Anlagen in ihm zur Entwicklung gelangten, daß er seiner Bestimmung getreu ein wertvolles Glied der Gemeinde, des Vaterlandes, der Menschheit werde. Dieses Ideal sollte jeden und alles an diesem Platz adeln, allem Wert und Würde verleihen, alles durchdringen und beherrschen. Was diesem großen Zwecke nicht diene, sollte wegfallen. Was ihm förderlich sei, sollte gepflegt werden, mochte es Spiel, Körperübung, praktische Arbeit jeder Art oder Wissenschaft und Kunst sein. Fremde, persönliche Zwecke, zumal solche minderwertiger, unsachlicher Art, Belohnungen, äußere Vorteile, „Berechtigungen“ sollten nicht maßgebend sein. Nicht um Lohn und Vorteils willen oder aus Furcht vor Strafe und Nachteilen sollte gelebt und gehandelt werden, sondern weil das gesunde und einfache Gute und Rechte das an sich Selbstverständliche und Notwendige, das innerlich allein Befriedigende ist.

Leben und Arbeit entsprachen im Landerziehungsheim Ilfenburg von Anfang an in allem Wesentlichen dem, was auch später in meinen Heimen durchgeführt worden ist. Wenn Schüler, die jahrlang bei uns blieben, mir später immer wieder einstimmig sagten, am Anfang sei es am allerschönsten gewesen, so ist dies Urteil ja nicht so verwunderlich. Der Reiz des „Neuen“ wirkte unmittelbar. Unser Kreis war sehr klein, in Wahrheit eine Familie, die zuerst noch nicht so groß war als die heimische auf Rügen mit den Eltern und 9 Kindern. Nicht so leicht wurde es mir, unseren ersten Schülern klar zu machen, daß wir uns doch nicht auf diesen kleinen „gemütlichen“ Kreis beschränken dürften, daß doch auch an die Brüder draußen, daß an die Ausbreitung unserer gemeinsamen Sache gedacht werden müsse. Dazu kam die Freude aller darüber, daß fast täglich um uns Schönes entstand, und zwar zum guten Teil mit Hilfe aller, zum mindesten vor ihren Augen. Später be-

dauerte einmal ein Vater, der sich das Heim besah, um seinen Sohn anzumelden, daß noch so vieles unfertig und in Arbeit sei. Dies müsse doch nachtheilig für die Kinder sein. Ich entgegnete, der Vorteil, daß die Kinder alles vor und um sich entstehen sähen, und dabei zum Teil mithelfen könnten, sei viel größer, als der vermeintliche Nachtheil. Jedenfalls sei aus Werdendem viel mehr zu lernen, als aus Vollenendetem. — Das zeigte sich damals. Mit großem Stolz und Gemeingefühl erfüllte es die Heimglieder, daß alles um sie und für sie schöner wurde und wuchs. Ankommende Sachen, wie Bilder, Werkzeuge, Maschinen wurden gemeinsam von uns ausgepackt, betrachtet und aufgestellt. Einfachere Dinge, Tische, Bänke, Bücher-schränke u. ä. fertigten wir selbst an. Seinen Gaben und Kräften entsprechend konnte jeder bei allem durch Rat und That mithelfen.

Dies Schaffen und Erweitern mit jugendlichen Kräften hat wie allen anderen so auch mir viel Freude gemacht. Anpflanzen und Bauen wurde mir allmählich zu einer Art Leidenschaft, so daß ich, wenn ein Haus vollendet oder ein Grundstück bepflanzt war, an ein nächstes gehen mußte. So wurde in der Pulvermühle und später an anderen Plätzen Raum für Raum bis unter die Dächer ausgebaut. Ebenso wurde angepflanzt, wo nur irgend Boden dafür geeignet war.

Innere Anteilnahme, echte Herzensfreude an Leben und Arbeit im Heim zu erzeugen, wurde in jeder Weise versucht. Mittelpunkt und Kern unserer Arbeit war und blieb Erziehung zur Schlichtheit. Die Entwicklung seiner Anlagen und Kräfte sollte jedem als Aufgabe, Ziel und Pflicht sich selbst und zugleich der Natur gegenüber klar werden. Möglichst ohne Worte, durch Übung auf verschiedenen Gebieten, durch Betätigung aller guten Fähigkeiten wurde versucht,

diese sittlichen Kräfte zu wecken und zu stärken. Das Heim selbst sollte ein Abbild des Lebens im Kleinen sein, eine Gemeinschaft, in der jeder seinen Gaben entsprechend sich betätigte, in der vorbereitet wurde aufs Leben in den großen politisch-sozialen Gemeinschaften des Erwachsenen. Auf Annehmlichkeit, Bequemlichkeit, Genuß, Befriedigung jeder Neigung war es durchaus nicht abgesehen. Keineswegs wollte und konnte man darauf verzichten, auch weniger Angenehmes, Hartes, Schweres, rein Mechanisches zuzumuten. „Im Schweiß des Angesichts“ graben und dabei Steine und Unkraut herauslesen blieb eiserner Bestandteil der Gartenarbeit, mühsames Hobeln und Sägen solcher der Tischlerei. Täglich begann und endigte der Tag mit Abreibung des Körpers im kalten Wasser, was besonders im Winter den daran nicht Gewöhnten oder gar Verweichlichten durchaus nicht angenehm war. Bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit, auch bei Eis und Schnee, gingen viele mit mir unter den Isfesseln. Ebenso haben wir uns oft bei bitterster Kälte durch meterhohen Schnee bis zum Gipfel des Brockens hinauf den Weg gebahnt, obwohl alle im Ort uns dringend von dieser „gefährlichen Sache“ abrieten. Mochte es stürmen, regnen oder schneien, so wurde doch täglich nach dem Aufstehen der Dauerlauf gemacht. Beim Ausbau der alten, dicken Bruchsteinmauern mußten wohl an die 30 bis 40 große Fenster ausgebrochen werden. Da halfen alle mit, ebenso bei den übrigen Bauarbeiten. Gar mancher schwere Stein mußte geschleppt, gar mancher Karren voll Geröll, Sand, Kalk oder Lehm vorwärts gebracht werden. Und so ist es stets bei uns gehalten worden. Immer gab es zu pflanzen, anzulegen, zu bauen, wo ich war und wohin ich kam. Wohl an 30 größere und kleinere Häuser habe ich mit Hilfe der Handwerker und Jungen in den verschiedenen Heimen gebaut, viele tausend Beerensträucher,

Obst- und Waldbäume gepflanzt, immer neues Ob- und Ackerland in Gärten umgewandelt. So bereitwillig bei uns F. Dahns Forderung erfüllt wurde: „Gönne den Kindern das Spiel! Nichts Schöneres können sie lernen!“, ebenso ernsthaft wurden Arbeit und strenge Körperübungen betrieben, vor allem zum Zweck der Selbstüberwindung, der Willensbildung, der Erziehung zu Mut, Tapferkeit, Gemeinfinn. Dazu dienten auch Fußballspiel (Rugby), Bergklettern, Schneeschuhlaufen, Rad- und Rodelschlittensfahren in den Bergen. Als Mittel zur Überwindung von Furcht wurden im Turnen vor allem Sprünge über Hindernisse, wie das quergestellte Pferd, und Schwünge am Reck geübt. Zu gleichem Zwecke wurde auch das Reiten begünstigt, wo immer sich Gelegenheit dazu fand, mochte es auch nur auf dem bockigen Esel sein. Zum Schwimmen fehlte uns anfangs leider ein tieferer Fluß oder See. Sobald wir aber konnten, haben wir uns hier und später auch an den neuen Plätzen Schwimmteiche angelegt. Jeder hatte die Verpflichtung bei uns, in den ersten Monaten des Sommers Schwimmen zu lernen.

Auch bei den Mahlzeiten war nicht ausschlaggebend, was jedem schmeckte und woran er gewöhnt, sondern was zuträglich war, was gesund und stark machte. Nicht Kaffee und Brötchen, sondern Milch, Hafermus (Walzhafer) und Schwarzbrot wurden darum morgens von allen genossen, mochte dieser oder jener sich auch noch so schwer daran gewöhnen. Keiner durfte darauf verzichten, Gemüse zu essen, und jeder mußte lernen, alle starken Gewürze und alles Trinken bei Tisch zu vermeiden; Heinrich Lahmann würde an unserem Speisezettel Freude gehabt haben. Ferner sollte jeder, zumal auf Wanderungen, Kraft gewinnen, Hunger und Durst zu ertragen. Ein gutes Mittel, Verzicht, Opferbereitschaft und Standhaftigkeit zu üben, war

es, wenn alle freiwillig einen Tag lang auf fast sämtliche Speisen verzichteten, zugunsten der Armen oder irgend einer wertvollen Sache. Ja, wir hatten solche, die es begeistert an mehreren Tagen wiederholten und mühsam davon abgebracht werden mußten, es zu übertreiben; so Eduard Forel, ein echter Sohn seines Vaters. Ein anderes Mal wurden sämtliche von den Eltern geschickten Geburtstagskuchen und dazu heißer Kakao den Steinklopfern, die an der Chaussee bei der bitteren Kälte arbeiteten, gebracht. Entschädigte nicht ihre und ihres kleinen Hundes Freude und Dankbarkeit reichlich für solchen Verzicht?

Sehr lebhaft erinnerte ich mich daran, wie sehr ich selbst unter unberechtigtem Zwang gelitten hatte. Darum war ich um so mehr darauf bedacht, jede gesunde Gemüts- und Willensregung, jede berechnete Eigenart, alles Harmlose, echt Menschliche, Tüchtige gewähren zu lassen; auf jeden Zwang, der nicht unbedingt notwendig war, zu verzichten. Unbedingter Gehorsam in allem Notwendigen, Verzicht auf eigene Willkür, Bequemlichkeit, eigenen Vorteil zugunsten des Bestandes, der Sicherheit und Wohlfahrt der Allgemeinheit war für mich freilich die unerläßliche Ergänzung jener Freiheit. Das altchristliche Wort: „Im Notwendigen Einheit; im Zweifelhaften, Harmlosen Freiheit; in allem Liebe“ in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas — brachte meine Überzeugung am besten zum Ausdruck.

Waren somit die Anforderungen, die ich stellte, keineswegs gelinde, vielmehr hochgegriffen, echten Idealismus voraussetzend, so suchte ich mich doch sorgfältig davor zu hüten, Vollkommenes, gleichmäßige Leistungen auf allen Gebieten bei irgend jemandem vorauszusetzen und die Geduld dem noch Schwachen gegenüber zu verlieren. Freilich wurde das besonders schwer in Zeiten, in denen ich übermüdet war, in denen der Umfang der Arbeit

und Sorgen mich fast überwältigte. Aber ich darf wohl sagen, daß mein Herz stets warm für alle schlug, daß ich allen Vertrauen entgegen brachte, daß ich redlich versuchte, allen gerecht zu werden und zu helfen, eigene Fehler wieder gut zu machen, an mir selbst zu arbeiten, daß ich Mitleid mit den Schwachen und Freude über jeden empfand, der guten Willen zeigte. Über Feigheit, Heuchelei, Unwahrhaftigkeit und Selbstsucht konnte ich allerdings sehr zornig werden. Und dann ließ ich mich von meiner Leidenschaft wohl weiter fortreißen, als mir nachträglich lieb war. Aber ich darf hinzufügen, daß ich mich bemühte, getanes Unrecht wieder gut zu machen, und daß mir jede Kleinlichkeit, Gehässigkeit zuwider war, daß ich schlimme Erfahrungen leicht und gern vergaß, für gute und liebe ein um so besseres Gedächtnis hatte.

Gewissermaßen die Probe aufs Exempel, die Möglichkeit, alles bis dahin Geübte anzuwenden, Willenskraft und Empfänglichkeit für alles Schöne und Große in Natur und Kunst zu beweisen und zu erproben, boten die regelmäßigen Reisen. Von Anfang an wurde alljährlich je eine Reise in der Pfingst- und Michaeliswoche für sieben bis acht Tage zu Fuß oder Rad von den einzelnen Gruppen (Familien) mit einem Familienleiter unternommen. Das weitere Gebiet ums Heim herum bis zur Ost- und Nordsee, der Weser und Oder, dem Teutoburgerwald und Riesengebirge, Thüringer- und Böhmerwald wurde durchstreift. Wir schliefen im Freien und kochten ab, lange bevor man etwas vom „Wandervogel“ vernahm. Während an freien Nachmittagen und Sonntagen die nähere Umgebung des Heims, das Harzgebiet aufgesucht wurde, kamen die freiwilligen Teilnehmer der größeren Reisen in den Oster- und Hundstagsferien mit mir noch weiter über die deutschen Grenzen hinaus. Das Mittelmeergebiet war

in den Oster-, Ost- und Nordseegebiet waren in den Sommerferien oft Ziele unserer Sehnsucht. Die Scheu vor dem Wasser, auch der stürmischen See, wurde überwunden, die Reise, wenn möglich, auf primitiven Fahrzeugen, wie den Teerbooten in Finnland, den Eisenerzschiffen in Norwegen, unternommen. Mit eigenen Augen wurde geschaut, wovon man gehört und gelesen hatte. In allen Lagen und Verhältnissen sollte man sich zurechtfinden lernen. Reiseführer haben wir darum mindestens in den ersten Jahren nicht benutzt, grundsätzlich niemals offizielle Routen beachtet. Kein anderes Hilfsmittel gab es, als die Karte. Drei bis vier Wochen kein anderes Gepäck, als das, was man selbst in Ledertaschen oder Rucksäcken auf dem Nacken trug oder ans Rad schnallte. Zwei bis drei Mark am Tag sollten, abgesehen von See- oder Bahnfahrtkosten, nicht überschritten werden. Je dringender Umwohner davon abrieten, eine Straße oder einen Paß einzuschlagen, desto mehr war man geneigt, gerade diesen Weg zu wählen. So z. B. den durch die Caviaral Hills in Schottland, der uns etwa 15 Stunden lang durch menschenleere und unwegsame Gegend führte; oder die Wanderung ins abgelegene griechische Kloster westlich von Delphi; weiter die durch das Fjeld nördlich von Drontheim oder durchs Wattenmeer zwischen Föhr und Amrum. Mehrmals unternahmen wir in den Alpen Gletschertouren. Nicht wenige von uns kamen mit mir zu dem gewaltigen Ruinenfeld von Luxor und Karnak im Nillande, ins nördlichste Finnland und Norwegen, durch die schottischen Hochlande und Inseln, nach dem fernen Chicago und dem großen Seengebiet im weiten Westen. Herrliche Gelegenheiten waren es zugleich, echte Kameradschaftlichkeit, Hilfsbereitschaft, Zuverlässigkeit, Entfagung und Beharrlichkeit zu erproben.

Sache der Erfahrung, des Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühls, der Menschenliebe blieb es bei allen diesen Dingen, keinem etwas zuzumuten und von keiner Seite etwas zu dulden, was früher oder später mehr oder weniger schlimme Schädigungen der Gesundheit bewirken mußte. Dieser Gefahr zu begegnen, die ganze Verantwortung für Wohl und Wehe einer Gruppe von oft zwanzig und mehr zu übernehmen, und zugleich zum Zweck ihrer Willensbildung den Jungen Beträchtliches zumuten zu müssen, gemäß dem wahren Wort: „Kinder müssen gewagt werden“, ist außerordentlich schwer. Ja, ich möchte sagen, das Größte und Schwerste von allem. Zumal wenn man ein weicher, mitfühlender Mensch ist, kommt man aus Sorge und Zittern für andere nicht heraus und darf sich doch diese Qual nicht ersparen wollen. Unendlich viel leichter ist es, sich allein Gefahren und Nöten auszusetzen, als andere in ihnen zu wissen, zumal wenn man nicht unmittelbar unter ihnen ist. Unsere Jungen sollten und mußten lernen, mit Axt, Beil, Säge, Schneeschuh, Rad, Flinte, Pferd, Motoren, Drehbank und Boot umzugehen, allein und in der Dunkelheit ihren Weg zu finden, Nässe und Kälte zu ertragen. Verletzungen und Verwundungen konnten dabei unmöglich ausbleiben. Vielleicht kann dieser und jener mir nachfühlen, wie mir zu Mute war, wenn jemand zu meiner Arbeit gelaufen kam mit der Botschaft: „Komm schnell! — M. ist gestürzt!“, oder „N. ist gegen einen Baum gefahren!“, „der hat sich den Arm oder das Bein gebrochen usw.“. Oder wenn jemand auf den Radfahrten, zumal im Ausland, abhanden gekommen war, und man dann müde von des Tages Anstrengung viele Nachtstunden hindurch vergeblich nach ihm suchte.

Im ersten Jahre ist wohl ein wünschenswertes Maß mitunter von mir überschritten worden. In der Jugend ist man viel zu sehr geneigt, anderer Kräfte nach den eigenen einzu-

schätzen. Aus Widerwillen gegen alle Schlawheit, Verweichlichung, Feigheit kommt man besonders im Anfang leicht dazu, zu viel zu verlangen. Ist es diesem oder jenem Leser auch so ergangen wie mir? Man nimmt sich ein Ziel vor: Man legt es zurück, manchmal leichter und schneller als man dachte. Nun stellt sich ein gewisser Reiz ein, ein ferneres, größeres zu erreichen. Und so geht es fort! Eine sehr bedenkliche Klippe ist das, zumal bei Radfahrten in Abendstunden! Ermüdung fühlt man dann weniger als am Tage. Steigungen werden kaum bemerkt. Es plaudert sich so angenehm, Mond und Sterne leuchten herrlich. Von Wiesengründen und Flußufeln steigen feine, weiße Nebel empor. Da heißt es wie so oft im Leben: Lerne im rechten Augenblick aufzuhören, mögen die Genossen auch noch so eifrig vorwärts drängen! An die Worte meiner Mutter habe ich da oft denken müssen: „Höre auf, wenn's am besten schmeckt!“ oder „Kindermaß und Rälbermaß müssen alte Leute wissen“. Aber ist man mit 30 bis 35 Jahren alt genug für diese Weisheit, zumal wenn der eigene Körper sehr elastisch, leistungsfähig und ausdauernd ist? Eins aber erfährt man nicht selten in solcher Lage: Jedem echten Kinde ist ein Engel zum Schutz und Schirm beigegeben. War es nicht so, als einem von uns vom Huf des Pferdes die Schädeldecke durchgeschlagen wurde und alle unvorhergesehenen Umstände mit dazu halfen, daß ein sehr bedeutender Chirurg wenig Stunden später aus entferntem Platz zur Stelle sein und eine glückliche Operation vornehmen konnte? Oder bei verschiedenen schweren Anfällen beim Rodeln und Bobsleighfahren? Als wir mit dem Eisenerzschiff von Narwik kamen und bei heftigem Sturm stundenlang vergeblich versuchten, den Lotsen von Norderney aufzunehmen? Ein Jahr später war das gleiche Schiff mit Mann und Maus untergegangen!

Ist es anders zu erklären, daß in 18 Jahren bei einer Durchschnittszahl von etwa 200 bis 250 Jungen zahlreiche, mitunter recht ernste Verletzungen und Anfälle glücklich überstanden wurden und Gottlob keiner bisher tödlich verlaufen ist? Hat nicht der Krieg den Erweis gebracht, daß diese Art der Erziehung die unbedingt richtige ist? Wohl jeder von den vielen L. E. S.-Jungen hat das in der Front bestätigt gefunden. Viele haben es laut und offen bekannt, daß ihnen all die Strapazen und Entbehrungen verhältnismäßig leicht gefallen sind, die vielen schwer oder unmöglich wurden.

Brauche ich zu betonen, daß durch diese Vielseitigkeit und Bewegungsfreiheit, durch die Gelegenheit, mancherlei Gefahren und Abenteuer zu bestehen, die Grenzen eigener Kraft zu erproben, das Leben bei uns im Heim für alle viel reizvoller, befriedigender, packender wurde? Der Glanz der Romantik vergoldete die Tage der Kindheit unserer Jungen. Stolz war wohl jeder auf den Platz, an dem er das alles erleben durfte. Enger wuchsen die Kameraden und ihre rechten Führer zusammen, alles miteinander teilend. Eine frohe Zeit sollte die Kindheit sein, damit das spätere Leben, das Alter von diesen frohen Erinnerungen zehren könne.

Und rein sollte sie sein! Bei Gelegenheit einer Erörterung über R. Mays Schriften sagte mir einmal ein Kamerad: Nach seiner Erfahrung solle man diesen Schund für einige Jahre der Jugend überlassen. Es fessle ihre Phantasie und helfe, sie von Schlimmerem und Häßlicherem fernzuhalten. Aber kommt es nicht darauf an, dem Herzen und Gemüt wertvollen und begeisternden Inhalt zu bieten und zugleich ein weites Betätigungsfeld, das anzieht? Diesem Zwecke sollten alle bisher angeführten Erlebnisse und Beschäftigungen in unserem täglichen Leben dienen. In der Regel bestätigte sich unsere Hoff-

nung, daß alle diese Dinge Herz und Gemüt der Kinder erfüllten, sie begeisterten, ihnen über viele innere und äußere Schwierigkeiten hinweghalfen und sie von Schädlichem oder Häßlichem fern hielten. Langeweile und Müßiggang konnten nicht aufkommen. Viel Minderwertiges, was das Großstadtleben auf der Straße, in Kinos, Wirtshäusern, Schaustellungen aller Art, mit sich bringt, fiel hier fort. Vielseitigste Gelegenheit, die Freiheit zu benutzen, gesunde und harmlose Neigungen aller Art zu befriedigen, wurde allen geboten. Außer schon Genanntem fand jeder im Heim und seiner Umgebung, in Wald und Garten, am Flußufer und Teich — Platz und Gelegenheit, zu entdecken und zu sammeln, wozu immer er Lust hatte, zu malen, zu zeichnen, zu photographieren und zu lesen. Bereitwillige Hilfe war für jeden da, wenn er sie brauchte.

Das enge Zusammenleben einer großen Zahl Schüler im Alumnat bringt gewiß starke Gefahren z. B. auf sexuellem Gebiet mit sich. Ihnen zu begegnen war ein Hauptzweck meiner Gründung. Um Kindern, die kein Elternhaus mehr hatten, oder in ihm nicht bleiben konnten, alle Vorteile eines Lebens in freier, ländlicher Natur zu verschaffen, das durchaus ihrer Eigenart angemessen sei, und um mich mit Gleichgesinnten nur ihnen zu widmen, hatte ich ja das Heim gegründet. Mußten damit nicht auch die Gefahren überwunden werden, denen zumal in der Stadt gelegene Pensionate und Alumnate ausgesetzt sind?

Die Hauptursachen des Wirtshausbesuches, des Rauchens, der ungesunden Lebensweise der Jugend fielen hier so gut wie ganz weg: nämlich Mangel an fesselnder Beschäftigung, an Idealen und geeigneten Führern, falsche Ernährung und Lebensweise, Unkenntnis und Stadtleben. Die Mehrzahl von uns führte die völlige Enthaltbarkeit von alkoholischen Getränken und

Nikotin auch während der Ferienzeit durch. Gar manche haben auch nach dem Scheiden aus dem L. E. S. daran festgehalten. Alle haben damit zugleich ein hervorragendes Mittel zur Festigung des Charakters kennen gelernt. Das Beispiel der Erwachsenen im Heim sollte vor allem hier mithelfen. Mir persönlich war die Enthaltbarkeit von diesen Dingen selbstverständlich geworden. Einzelne Mitarbeiter fanden sich ein, die ähnliche oder gleiche Grundsätze hegten. Sollte ich völlige Enthaltbarkeit von Alkohol und Nikotin als Bedingung der Wirksamkeit bei uns fordern? Das erschien mir engherzig und als Verletzung der Freiheit, die man Erwachsenen gewähren müsse. Ich vertraute der Kraft dieser Ideen, die alle mit ganzer Seele bei uns Wirkenden schließlich zum gleichen Entschluß der Enthaltbarkeit oder doch wenigstens zu dem großer Mäßigung bringen werde. Darin hab ich mich im allgemeinen nicht getäuscht. Gar mancher Lehrer ist bei uns Abstinenter und Nichtraucher geworden.

Undenkbar war es mir, daß jemand bei uns oder anderswo mit Segen Erzieher sein konnte, der nicht keusch war, nicht die Grundsätze der Vereinigung vom „Weißen Kreuz“ durch die Tat vertrat. Vor Reden über die geschlechtlichen Dinge empfand ich, wenn sie über das unbedingt Notwendige nur irgendwie hinausgingen oder keine bestimmte Veranlassung dazu vorlag, stets Scheu und Bedenken. Konnte nicht zu leicht die Aufmerksamkeit in nachteiliger Weise auf sie hingewiesen werden? Mußten nicht feinere Naturen eine gewisse Scheu empfinden, an diese Welt zu rühren und sie zum Gegenstand breiter Erörterung zu machen? War's nicht das Günstigste, die ganze damit zusammenhängende Gefühls- und Empfindungswelt möglichst lange schlummern zu lassen? Nur auf den notwendigsten allgemeinen Hinweis und auf Erörterung mit einzelnen,

bei denen es nötig erschien, beschränkte ich mich. Alle meine Bestrebungen im Heim gingen dahin, der Jugendkraft ein weites Betätigungsfeld, der Jugendseele gesunde Nahrung zu verschaffen; die Ursachen und Beweggründe der Verirrungen möglichst zu beseitigen. Beaufsichtigung und Überwachung der Kinder waren mir immer zuwider. Vertrauen und Freiheit waren und sind für mich die Grundelemente in der Erziehung. Gewiß darf das Vertrauen nicht Begleit- oder Folgeerscheinung von Blindheit, Faulheit oder Dummheit sein. Aber als Ausfluß von tiefer Anteilnahme und Achtung und gepaart mit Sorgsamkeit, Erfahrung, Klugheit und Kraft bedeutet es für Kinderherzen, was Wärme und Sonne für die Pflanzen sind. So ist mancher vorher Verängstigte und Verzagte bei uns auf-gelebt, haben Harmlosigkeit, Offenheit, Lebensfreude bei uns Einzug gehalten, sind Kinder, ohne große Worte darüber vernommen zu haben, zur Überzeugung gekommen, daß Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit bei uns als höchste Pflichten geschätzt, Lüge und Heuchelei als schlimmste Fehler verhaßt seien. An die Stelle der Aufsicht war das Zusammenleben, -spielen und -arbeiten getreten.

Der echte Führer der Jugend ist zugleich ihr Freund.

Wie entsteht diese Freundschaft? Der Erzieher bemerkt, wie viel Feines, Schönes, Wertvolles im Jüngeren veranlagt ist, wie dieser für das Beste, was er zu bieten hat, sich empfänglich zeigt. Das war und ist für mich das schönste Erlebnis. Eine gemeinsame Liebe zu verehrten Helden, Werken, Idealen entsteht. Damit ist der tiefste und festeste Grund zur Freundschaft gelegt. Wer mit ganzer Seele, mit voller Begeisterung seinem Beruf lebt, kann sich dieser Wirkung nicht entziehen, selbst wenn er es wollte. Und warum sollte er es? Bedurften nicht unsere Jungen, von denen viele heimat- und elternlos waren, eines

Menschen, der ihnen innerlich verwandt war, der ihnen etwas geben und bedeuten konnte für ihre innere Entwicklung, für ihr ganzes ferneres Leben? Hatte nicht auch Plato den göttlichen Eros verkündet als den höchsten Wert, den er kannte? Hat nicht auch Jesus den Johannes gefragt: „Hast du mich lieb?“

Von jenem himmlischen Eros hatte Plato allerdings einen irdischen unterschieden und echte Freundschaft in seinem Sinne darf nur eine ideelle, seelische sein. Alles Materielle, Sinnliche muß ihr gänzlich fern liegen, darf keinem von beiden Teilen bei ihr auch nur in den Sinn kommen. Daß der Tatbestand dieser Forderung leider gar oft nicht entspricht, ist nicht zu leugnen, bedeutet ernste Gefahr, Anheil, Verderben und eine Entweihung des Höchsten.

Durfte uns dieser mögliche Mißbrauch von seiten krankhaft veranlagter Naturen ohne Verantwortlichkeitsgefühl und wahre Liebe von echter Jugendfreundschaft fernhalten? Gewiß nicht!

Dreierlei war aber streng zu beachten. Vom Schüler selbst muß die Freundschaft ausgehen. Finden lassen darf sich der Ältere wohl von dem, der ihn sucht, der seiner bedarf, aber er darf sich nicht aufdrängen. Sodann: Weder zur Bevorzugung des jüngeren Freundes noch zur Benachteiligung irgend eines Anderen darf die Freundschaft führen. Von seinem Freunde muß der Erzieher nicht weniger als von jedem andern verlangen. Ja, er tut gut, ihm strengere Pflichterfüllung zuzumuten, als dem Durchschnitt. Nichts darf er ihm durchgehen lassen, was er anderen verargt, oder bei ihnen bestraft. Zeit und Kraft, die er den Freunden widmet, dürfen nicht zur Benachteiligung anderer führen, die des Helfers und Führers ebenso sehr, vielleicht noch dringender bedürfen, als jener. Das Zusammenwirken mehrerer Erzieher kann hierbei zu Hilfe kommen. Keiner kann allen alles bedeuten. Unwillkürlich gewinnt ein

Schüler zu einem Erzieher mehr Vertrauen und Zuneigung als zu einem andern, der darum keineswegs weniger wertvoll zu sein braucht, und der vielleicht wieder andere Naturen lebhafter anzieht. Auf diese Weise braucht auch unter vielen keiner zu kurz zu kommen. Sache des Leiters ist es, dafür zu sorgen, daß jeder zu seinem Rechte gelangt, daß für jeden der Erzieher da ist, der ihn fördern kann und will.

Freilich stellte diese ganze Art der Erziehung nicht bloß hohe Anforderungen an die Mitarbeiter, sondern auch an die Schüler. Ihren Anlagen und Neigungen nach mußten jene wahre Erzieher sein, echte hingebende Freunde und Führer der Jugend. Die Kinder durften nicht bereits Opfer der Entartung oder des Zwangssystems geworden, sie mußten organisch durchaus gesund, entwicklungsfähig, empfänglich, begeisterungsfähig für alles Wertvolle sein. Mochte immerhin dieser oder jener unter ungünstigen Verhältnissen besonders der Großstädte gelitten haben, aber gesunde Instinkte, Empfänglichkeit für Echtes, Tüchtiges mußten sich bei ihm doch zeigen; Wille, ein echtes Jugendleben zu führen und sich helfen zu lassen.

Was in den ersten drei Jahren im L. E. S. Ilfenburg zusammenkam, entsprach, so darf ich wohl sagen, diesen Vorbedingungen. Auf Ausnahmen kann ich mich kaum besinnen, wohl aber auf solche, die das Durchschnittsmaß besonders auf sittlichem Gebiet weit überragten. Eine schöne Zeit fröhlicher Begeisterung waren somit diese Jahre. Wohl jeder spürte, daß wir auf richtigem Wege waren, daß unsere Sache vorwärts ging. Ja, niemals nachher war der Erfolg so überraschend, so überwältigend groß wie damals.

Neben den Freuden fehlten die Sorgen nicht. Schon in den ersten Jahren des L. E. S. Ilfenburg trat eine nicht geringe Schwierigkeit ein. Die von uns benutzten, ausgebauten oder

angepflanzten Teile der Pulvermühle waren nur gepachtet oder gemietet. Sollte alles, was für Bauten und Anpflanzungen ausgegeben wurde, dereinst verloren gehen? Der Besitzer konnte und wollte sich nicht darauf einlassen, dafür zu entschädigen, falls einmal die Pacht nicht erneut würde. Außerdem wurde das uns eingeräumte Gebiet zu eng. Ankauf der ganzen Besizung erschien als die einfachste Lösung. Die Frage nach dem dazu nötigen Gelde bereitete dabei die geringeren Schwierigkeiten. Sind Gedanken und Person etwas wert, so werden sich äußere Mittel schon finden, das war und ist mein Glaube, der mich bis jetzt auch nicht betrogen hat. Gegenteiliges Verhalten erschien und erscheint mir als Feigheit und Materialismus, als unidealistischer Kleinglaube. Warum kaufte ich die Pulvermühle nicht und verschaffte mir so die Möglichkeit weiteren Ausbaus? Erstens wurde mir für sie ein unverhältnismäßig hoher Preis abgefordert. Der Preis steigerte sich, je wertvoller die Besizung durch meine Bauten und meine Anlagen, und je notwendiger der Kauf durch die wachsende Schülerzahl für mich wurde. Mehr zahlen, als dem wirklichen Wert entsprach, wollte ich natürlich nicht, wäre dadurch doch die Erziehung im Heim bedeutend verteuert worden. Gab es doch auch noch andere schöne Plätze im weiten Vaterland, die ich beziehen konnte, wenn es mir auch schwer gefallen wäre, von allem an der Ilse Geschaffenen und Erlebten zu scheiden. Erst als der Besitzer später einsah, daß ich an diesen Platz nicht gebunden war, hat er seine Preisforderung auf den annähernden Wert angesetzt. Weit mehr als dies finanzielle Bedenken hielt mich aber ein anderer Umstand vom Ankauf der Pulvermühle in diesen ersten Jahren zurück: Die Stellung der vorgesezten Behörde zu meinem Heim.

Im Lokalschulinspektor, Herrn Pastor Orthmann, fand ich allerdings einen verständnisvollen, wohlwollenden Herrn, dem

ich von Herzen dankbar bin. Auch bei meiner vorgesetzten höheren Behörde habe ich in späteren Jahren Verständnis und Entgegenkommen gefunden. In den ersten Jahren aber ergaben sich Schwierigkeiten aus der Verschiedenheit der theologischen Überzeugungen, der Stellung zur Schulbibel- und Katechismusfrage, bei der Anstellung der Mitarbeiter usw. Auch mochte die Besorgnis mitwirken, daß wir den in der Nachbarschaft vorhandenen Schulen Schüler entziehen würden. Die Behörde verlangte die Benutzung der Vollbibel; ich hielt an der Schulbibel fest. In den Oberklassen führte ich später die Textbibel in der Übersetzung von Rauhsch und Weizsäcker ein. Ferner verlangte man, daß außer einem Volksschullehrer nur Herren mit Oberlehrerzeugnis bei uns unterrichten sollten. Das war damals selbst in Staatsschulen undurchführbar. Selbst Theologen, die beide Staatsprüfungen bestanden hatten, wurden bei uns nicht als Lehrer der unteren Klassen zugelassen. In Regl. Alumnaten fanden sie dann sofort Anstellung. Wiederholt drohte man, meine Schule zu schließen, falls ich z. B. in der Schulbibelfrage mich der behördlichen Weisung nicht füge.

Im 3. Jahre des Ilseheims erschien einmal der Provinzial-Schulrat bei uns. Er besuchte verschiedene Stunden und griff auch selbst in den Unterricht ein. Unter anderm fragte er nach den Namen der „Kleinen und großen Propheten“ und dem des Vaters Moses. Später habe ich erfahren, daß ihm die „positiven Kenntnisse“ nicht überall genügt hätten. Freilich hatte ich auf Namen und Zahlenwissen kein Schwergewicht gelegt. Besonders lag ihm der Lateinunterricht bei uns am Herzen, der nur wenigen Schülern fakultativ gegeben und von der geistlichen Behörde kaum geduldet wurde, denn diese wollte kein Gymnasium in der Nähe haben. Dabei ereignete sich ein seltsamer Zwischenfall, über den ich trotz des Ernstes und der Würde des Augenblicks

laut lachen mußte. In unserer obersten Klasse, Tertia B, ließ der Herr Schulrat Caesar übersehen und äußerte unumwunden seine Unzufriedenheit mit den grammatischen Kenntnissen eines Schülers, der — und das war die Ironie der Geschichte — kurz zuvor mit dem Zeugnis der Reife für IIa und einer guten Note in Latein von einem preussischen Gymnasium zu uns gekommen war! Hermann Schemel aus Guben war es. Konnte man da überhaupt hoffen, irgend etwas recht zu machen? Mein eigener Unterricht in Geschichte und Religionslehre wurde in der Tertia besucht. Jeder meiner Schüler weiß, daß ich in diesen Fächern außergewöhnliche Anforderungen stelle und daß darauf bei uns verhältnismäßig viel mehr Zeit und Kraft verwandt wird, als anderswo. Alles umsonst! Über jeden einzelnen der bedeutenden Propheten hätten meine Schüler dem Herrn Schulrat genau Auskunft geben können; er verlangte das Herzählen ihrer Namen nach einem Schema, dessen Wertlosigkeit doch längst feststand, und damit war er fertig.

Nach Schluß des Unterrichts bat ich den Herrn Schulrat, er möchte doch noch einige Zeit bei uns verweilen, unsere Räume, Einrichtungen, Leistungen auch im Turnen und in praktischen Arbeiten kennen lernen. Er lehnte es ab, weil es „ihn nicht interessiere“.

Bald nachher erschienen aus eigenem Antrieb einige Herren aus dem preussischen Handelsministerium bei uns und schauten alles, auch Spiele und Arbeiten, sorgfältig an. Zum Schluß sagte einer von ihnen, ich denke es war der geheime Regierungsrat Dr. Post: „Das ist ja alles recht schön und gut bei Ihnen. Aber sagen Sie mir doch eins. Wie konnten Sie die Dummheit begehen, Ihre Schule in Preußen zu gründen?“ Über diese Frage war ich nicht weniger erstaunt, als über den Fall Schemel oder die Frage nach dem Vater Moses, den ich übrigens auch

nicht kannte, und den mir später verschiedene Professoren der Theologie nicht haben nennen können. Lachend sagte ich, es war an dem Feldweg zwischen der Pulvermühle und dem Ort Ilfenburg: „Daß Sie, ein preußischer Ministerialrat, mir das sagen, wundert mich sehr. Ich bin Preuße. Ich halte es für meine Pflicht, zunächst in Preußen zu wirken und in Preußen zu bleiben, bis man mich hinauswirft“. Was der Herr bei dieser Antwort gedacht hat, weiß ich nicht.

Solche Widerstände vermochten jedoch in keiner Weise das innere und äußere Wachstum meines Heims zu hemmen. Ja, es hat sich auch späterhin niemals so schnell und überraschend entwickelt, als in diesen ersten Jahren. Bald erschienen pädagogische Besucher aus aller Herren Länder bei uns, besonders aus den Ostseeprovinzen, den Vereinigten Staaten, den nordischen Ländern. Dazu viele Eltern und „pädagogisch Interessierte“ aus der Heimat. Obwohl alles im Verhältnis zum jetzigen Zustand der Heime noch sehr klein und dürftig war, Hilfskräfte und Leistungen mir selbst noch lange nicht genügten, schieden doch die meisten Besucher erfreut, viele begeistert von uns. Von Anfang an führte ich den Grundsatz weitester Öffentlichkeit unserer ganzen Arbeit und unseres Lebens durch. Die Angehörigen der Schüler und die „erzieherisch Interessierten“ konnten alles bei uns schauen, oder, was mir noch lieber war, mitmachen. Was ich als Fehler unseres Schulwesens ansah, wollte ich durch die Tat bekämpfen. Für pädagogische und soziale Ideen wollte ich wirken. War da nicht breite Öffentlichkeit bestes Mittel? Während ich jedem der zahlreichen Vertreter der Annoncen-Agenturen, die zu uns kamen, unweigerlich die Tür wies, mochte er noch so „günstige Angebote“ machen, nahm ich jeden Besucher für Tage, ja Wochen ohne Entgelt zu fordern auf. Auch wenn alle an einem Platz

von gutem Willen beseelt sind, bleibt die Ausführung einer Sache immer hinter dem tiefsten Gehalt der Ideen zurück. Ob die Besucher Verständnis und Gerechtigkeitsgefühl genug hatten, dies zu erkennen, die Gründe dafür einzusehen, focht mich nie an. Um etwaige Nachteile, „Konkurrenz“, falsche Darstellung oder ähnliches, die aus den Besuchen dem Heim erwachsen konnten, war ich völlig unbesorgt.

Zusehends nahm die Schülerzahl zu. Weitere Kreise erkannten wohl den Unterschied des Heims von den üblichen Pensionaten und Alumnaten. Mochten diese viel älter, schöner ausgestattet, bequemer geliegen sein, mit sicheren Examenserfolgen als staatlich berechnete Anstalten aufwarten können, unser Heim überflügelte dennoch sehr schnell die meisten von ihnen. Ohne ein Inserat und ein Wort der Reklame hatte ich am Schluß eines Jahres etwa 40, des zweiten etwa 60, des dritten etwa 100, bald darauf über 200 Alumnen, abgesehen von den Tageschülern. Und in 6 Jahren hatte ich ohne jede Unterstützung von Behörden und offiziellen Schulmännern, ja, trotz aller Bekämpfung durch sie, drei Land-Erziehungsheime an drei herrlichen Plätzen Deutschlands gegründet, in denen an 250 Schüler vereinigt waren.

Noch war unser Heim das einzige in seiner Art. Noch war nichts von den Feindschaften, die ihm später aus der eigenen Mitte erwachsen, zu verspüren. Dieser Erfolg, Verständnis und Begeisterung geschäster, urteilsfähiger Menschen, die mir treue, liebe Freunde wurden, erfreuten und ermutigten mich. Was gingen mich Nachreden und Anfeindung von seiten solcher an, durch deren Meinung ich mich innerlich durchaus nicht getroffen fühlte? Von Hause aus bin ich eine ziemlich heftige, leidenschaftliche Natur, leicht zum Trotz geneigt, wenig fähig, Widerspruch zu ertragen. Frühere Lehrer von mir hatten

darüber geklagt, daß ich „immer mit dem Kopfe durch die Wandrennen wolle“ und mir Unheil aus dieser Eigenschaft vorhergesagt. Aber was wäre aus meiner ganzen Sache geworden, wenn ich zu „Kompromissen“ geneigt gewesen oder dem Widerstand aus dem Wege gegangen wäre? Gleichgültigkeit gegen alles äußere Geschehen, Unabhängigkeit vom Urtheil und Verhalten anderer brauchte ich mir nicht erst anzugewöhnen. Das war das Beste, was ich schon als Schüler aus den eigenen Erfahrungen immer wieder gelernt hatte, daß die Urtheile der meisten Mitmenschen in die Irre gehen. Wie ich mich damals als Schüler auf die Welt meiner Bücher und Blumen beschränkt hatte, so jetzt auf die meiner Schüler, verständnisvoller Freunde und Eltern meiner Jungen. Diese Welt des Heimes hatte für mich neben Eltern, Geschwistern und Heimat den höchsten Wert. Eine Stunde unter meinen Schülern, ein Spiel, eine Arbeit, eine Wanderung mit ihnen entschädigten mich für alles Traurige. Wahrhaft schlimm war ich freilich daran, wenn ich in diesem meinem Kreise Enttäuschungen erleben mußte. Doch überwog in ihm damals bei weitem das, was mich erfreute. Unverkennbare Beweise für die Erfolge unserer Arbeit waren doch die Tatsachen, daß unsere Kinder vor unseren Augen fast ausnahmslos zu gesunden, kräftigen Jungen heranwuchsen, daß wir von ansteckenden, irgendwie bedenklichen Krankheiten verschont blieben, daß Anteilnahme, Arbeitseifer, Zuverlässigkeit bei fast allen zunahmen, Vertrauen und Zufriedenheit der Eltern und Freunde der Schule immer mehr wuchsen, daß alle gern und in Fröhlichkeit bei uns weilten!